



Dreißigster Jahrgang.

43.

Donnerstag, am 1. November 1849.

Abschaffung der Todesstrafe politischer Verbrecher.

Folgende Zeilen, am 16. März 1848 geschrieben und damals im Orange der Ereignisse nicht zur Veröffentlichung gelangt, fielen uns neuerlich wieder in die Hände und im Hinblick auf die nicht enden wollenden barbarischen Hinrichtungen in Baden auf's Herz. Wenn es für jeden unbefangenen Beobachter leider so unverkennbar, wie für jeden aufrichtigen Patrioten niederschlagend ist, daß der Gang der Ereignisse in Deutschland statt in der Bahn von Reformen fortzugehen, früher oder später wieder zu Revolutionen führen wird, so muß es zugleich ein Grausen in ihm erregen, wenn er das „mene tekel“ sieht, das die Hand jedes standrechtlich Erschossenen in sein Blut getaucht an Deutschlands Zukunft schreibt. Wer das Blut gesäet, der wird es nach dem Lauf der Dinge ernten! Und wo, fragen wir, bleibt denn der Hohn für Tapferkeit und Ausdauer, den sonst, außer bei den allerrohesten Völkern, der Krieger dem Krieger entrichtet? Selbst Paszkiewicz zog neulich den Rebellen Görgey zur Tafel statt zur Hinrichtung. Aber in Rastatts muthiger Ver-

theidigung von Ende Juni bis 23. Juli sehen diese Preußen (deren Generale freilich einst nach der Schlacht bei Jena die preussischen, zum Theil noch viel festeren Festungen auf der Reihe mit so schwachvoller Eile an die Franzosen übergaben) keine Tapferkeit, sondern nichts als Verbrechen, sie verfahren, als hätte sich ihnen keine Festung, sondern eine Räuberhöhle ergeben, und dabei hat sie sich noch dazu ergeben. Möge die öffentliche Meinung sich einmal auf's Kräftigste überall erheben, damit endlich diesen Scheußlichkeiten Einhalt geschehe!

Während wir erst noch vor einigen Wochen in Preußen den ständischen Ausschuß beschäftigt sahen, einen haarsträubenden Strafgesetzentwurf über politische Verbrechen zu berathen und dabei in mehren Fällen in die Todesstrafe einzuwilligen, — während wir mit blutendem Herzen kürzlich eine Reihe von Polen in Berlin wegen politischer Verbrechen zum Tode verurtheilen sahen und dem weiteren Ausgange des Prozesses entgegenharrten, — macht es einen höchst sonderbaren Eindruck, wenn wir unter den ersten Verordnungen der aus der dritten französischen Revolution hervorgegangenen Regierung die Abschaffung der Todesstrafe

für politische Verbrechen in's Auge fassen. Eine Regierung, deren Auftreten Mancher schon als das Signal zur Auferstehung eines neuen Robespierre betrachten wollte, sie verabscheut jene rothe Fahne, die einst im Blute des Marsfeldes geschleift; eine Regierung, hervorgegangen — das wolle man wohl bedenken — aus dem jähesten Siege, der je eine politische Partei aus der Unterdrückung zur Herrschaft erhoben, sie weiß bereits in den ersten Tagen ihres Daseins zu einer Höhe von politischer Mäßigung vorzudringen, wie sie in der wohlbedächtigen christlich-germanischen erblichen Monarchie unerhört ist. Verweilen wir, inmitten des tosenden Drängens neuer weltgeschichtlicher Ereignisse, einen Augenblick bei der Betrachtung eines solchen seit lange von dem Philosophen, von dem Menschenfreunde ersehnten Gesetzes, welches die Könige versagt und nun die Revolutionäre ertheilt haben! Diese Betrachtung ist ein Zoll, den wir dem Genius der Menschheit schulden. Denn, würde die Nothwendigkeit der Abschaffung der Todesstrafe für andere Verbrechen auch noch zweifelhaft erscheinen, so mußte der ungetrübte humane Sinn so gut wie die ernste philosophische Betrachtung längst zu der Ueberzeugung führen, daß diese Strafe für die sogenannten politischen Verbrechen nicht angewendet werden sollte. Politische Verbrechen sind ja überhaupt keine absolute Verbrechen, keine Verbrechen unter allen Umständen, sondern sie sind relative Verbrechen, Verbrechen je nach dem Standpunkte, welchen der Richter einnimmt. In der Hitze des Aufruhrs, in der Wallung des Gefechts wird die Tödtung des politischen Feindes immerhin natürlich erscheinen; aber bei kaltem Blute, bei der Wehrlosigkeit des unschädlich gemachten gefangenen Unterlegenen ist sie eine Hinfichtung. Jene Dioskuren des Westens, Washington und Franklin, zwei der edelsten Männer, welche die Geschichte kennt, zwei der größten Wohltäter zunächst ihres Volkes und Geburtslandes, — waren sie nicht politische Verbrechen, des zehnfachen Todes würdig in den Augen ihrer Gegner und dem Strange sicherlich verfallen, wenn sie den Engländern zur rechten Zeit in die Hände fielen? Wenn damals selbst ein Schöler schreiben

konnte, die Stricke für Washington und Franklin seien schon gedreht, während selbst ein Lichtenberg in Privatbriefen die Nordamerikaner nur als „Gesindel“ zu bezeichnen pflegte, woher sollte wohl die Unbefangenheit englischer Richter gekommen sein, um diese beiden schweren politischen Verbrecher der Todesstrafe zu entziehen, die doch nach dem einstimmigen Urtheile der Nachwelt — ausgenommen wohl den Czar und einige andere derartige Menschen — nicht nur unschuldig gewesen sind, sondern im Gegentheil sich höchst verdient gemacht haben. Wie man die Hand umwendet, kann derselbe Mann, welcher eben noch in einem Staate als schwerer politischer Verbrecher hingerichtet worden wäre, kurz darauf an der Spitze desselben stehen, z. B. Steiger in Luzern. Ja, ein Raubmörder z. B. oder ein Nordbrenner hat mit seltenen Ausnahmen bei seiner That eine böse, immer und unter allen Umständen strafwürdige Absicht gehabt, aber dem politischen Verbrecher liegen fast immer gute, oft wohlmeinende Absichten zum Grunde; nicht der Zweck ist — man verstehe wohl; für jede Partei und für jeden Richter — ein strafbarer, sondern nur in der Ergreifung der Mittel pflegt insofern gefehlt zu sein, als jede Gewaltthat bei Staatsveränderungen unter gewöhnlichen Umständen als ein Verbrechen angesehen werden muß. Wenn man ferner berücksichtigt, daß in Rußland gemeine Verbrechen nicht mit Todesstrafe, sondern nur mit Züchtigungs-, Arbeits-, Deportations- und Freiheitsstrafen belegt werden, während für die politischen Verbrechen allein in jenem finstern Lande die Todesstrafe besteht, so ist Letzteres ein Grund mehr, sie in denjenigen Ländern abzuschaffen, welche sich der Civilisation rühmen wollen. Alle Parteien sollten sich, wenn sie nicht kurzfristig den Augenblick, sondern größere Zeiträume berücksichtigen, wegen des Grundsatzes „heute mir, morgen dir“ zu dieser Bestimmung vereinigen, welche — wenn wir rückwärts blicken — zwar einerseits oft den Volksmännern, wie Niego, den Brüdern Vandiera u. s. w. zu Gute gekommen wäre, aber andererseits selbst den gekrönten Häuptern wie Karl I. und Ludwig XVI. von Vortheil gewesen sein würde. Demnach kommen im wohl-erwogenen Interesse aller politischen Parteien so-

genannte Nützlichkeitgründe dem Gebote der Sittlichkeit zu Hilfe und die deutsche Gesetzgebung wird hoffentlich sich durch die neufranzösische nicht beschämen lassen.

(Btg. f. Norddeutschland.)

Brief aus Venedig.

(October.)

Der belebteste Theil der Stadt ist die Merceria, welche man zu durchschreiten hat, wenn man vom Marcusplatz zur Rialto-Brücke gelangen will. Hier öffnen sich Buden mit dem verschiedenartigsten und reichsten Inhalte: Uhrmacher, Juweliere, Kunsthändler wechseln mit wohlgefüllten Seidenstoffniederlagen, und Uhrmacher und Juweliere wiesen mir mit überaus pffifiger Miene sehr werthvolle Stücke, welche sie durch schlaues Verbergen den Blicken der Patrioten zu entziehen gewußt. Viel anziehender als Cylinderuhren und Geschmeide sind gegenwärtig für den Venetianer die Läden, aus denen Fleisch- und scharfe Käsegerüche dem Wanderer entgegenduften. Solcher Läden giebt es — wie in Italien überhaupt — in Venedig unzählige. Bei den Käsethürmen, welche ich gewöhnlich mit Blumen garnirt ausgestellt fand, und bei den Wurst- und Schinkensäulen, die hinwieder häufig mit Muscheln, farbigen Papierschnitzeln und kleinerem Gethier, vorzüglich Sumpfschwebel aus den Paluden drappirt waren, erinnerte ich mich an Andersen's Improvisator, welcher als Kind beim Anblick ähnlicher aus Wurst und Käse aufgethürmter architektonischer Kunstwerke, der Art in Ekstase gerieth, daß dieser Anblick ihm das Material zu seinem ersten poetischen Versuch lieferte. Ja, Andersen's Improvisator war das Kind eines armen Weibes, der Knabe hatte vielleicht nicht alle Tage satt zu essen, und dem Hungernden mag so ein Parmesan-Campanile freilich im magischen Lichte erscheinen — wie nun hier in der Merceria den zerklümpften, hohlhängigen Jungen, die an ihren Fingern saugend, all' die Leckerbissen hinter den

feinen Drahtgittern mit gierigen Blicken betrachten. „Heute wenigstens sollt ihr armen Teufel nicht hungern!“ — dachte ich mir, und als ich weiter schritt, umsprangen mich lachende Gesichter, und „Madonna möge Sie segnen!“ — erscholl's vielftimmig hinter dem Keher.

Als ich zum Rialto kam, hatte ich Muße, die wunderlichen Geschöpfe der Adria und der Lagunen recht genau in's Auge zu fassen; denn es war gerade Fischmarkt. Die Chiozzoten waren in ihren Barken den Kanal grande heraufgeschwommen und legten nun auf der Pesceria die „frutti di mare“ zum Verkaufe aus. Diese frutti di mare sind allerdings sehr interessant, und ich rathe Jedem, dem das Meer und seine Wunder noch fremd, sich bei jedem Fisch- und Austernbehälter recht lange zu verweilen, und die Physiognomie der Fische zu studiren; aber mich nahmen die Fischer selbst in Anspruch. Diese Chiozzoten sind schöne, hohe Gestalten, denen die blaue oder rothe Mütze zum wettergebräunten Gesichte wunderhübsch läßt. Kein Küstenstrich der Adria wird der jungen österreichischen Marine so vortreffliche Matrosen liefern, wie eben die Sanddüne von Malamocco und Chioggia. Der Fischer wird über Nacht Matrose, und wird gar flink und geschickt mit Ruder und Tauwerk zu handtieren wissen. Das Governo provvisorio dachte aber anders und gab den Dünenbewohnern Musketen in die kräftige Faust. Was geschah nun? Traf sie der Dienst, so waren die Hütten leer, und die Männer weit draußen auf dem Meer, wo sie aufzusuchen die Feldweibeln weder Zeit noch Geschick hatten.

Hat der Chiozzote seinen Fischvorrath an Mann gebracht, so denkt er auch an sein Weib und an seine Kinder, und macht nun Einkäufe für's trauliche Heimwesen. Uebrigens ist der Sonntag nahe, und so kann ich mit ansehen, wie Einer auch für den Festschmuck besorgt war. Dieser bestand nemlich in einer Schnur bunter Glasperlen aus Murano, und bald war um eine Kleinigkeit das Geschmeide erstanden.

Die Glasfabrikation war eine von den vielen Goldquellen Venedigs im Mittelalter. Portugiesische Seefahrer fanden an den Gestaden Ostindiens Glas aus Venedig und die englischen Ge-

sandtschaften des achtzehnten Jahrhunderts erzählen, daß die Glasknöpfe an den Talaren der Chinesen aus Murano gewesen. Böhmen, England, Frankreich leistet nun in der Glasfabrikation dasselbe, und nur die Erzeugung der Glasperle ist etwas für Venedig spezifisches und beschäftigt in Murano noch einige Tausend Hände.

Nachdem ich mich durch

„Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen“

durchgewunden, stand ich auf dem *sontamente nuove*, zu meinen Füßen plätscherte der Canal di Murano, und jenseits diesem lag Murano, und St. Michele — die Gräberinsel.

Während des Bombardements wurden hier die Todten nächtlicher Weile beerdigt und der Zug der Gondeln, welcher die Leichname barg, stieg von Tag zu Tag auf eine Entsetzen erregende Weise. Priestern und Aerzten war es übrigens auf das strengste verpönt, sich über die wahre Zahl der Leichen und über die Art des Todes zu äußern; selbst die Existenz der Cholera wurde durch mehre Tage in Abrede gestellt, bis die Seuche beinahe in allen Familien ihre Opfer gefordert und schmerzhaft Lücken gerissen hatte — dann half freilich das Leugnen des Souvernements nichts mehr.

Die *sontamente nuove* lagen jetzt öde und verlassen in der Spätsonne des hellen Herbsttages, und wußten nichts mehr zu erzählen von den Leichentausenden, die hier eingeschifft, und von den Thränen, die hier geflossen. Aber nicht allein die nächsten Leidtragenden einten sich um die nächtlichen Leichenzüge; auch sonst viel müßiges und hungriges Volk stierte auf die schwimmenden Särge, und raffte sich dann auf, um auf dem Marcuspiaz die Uebergabe der Stadt zu entzogen.

So traurig und entsetzlich war das Ende einer Erhebung, welche zur Zeit ihres Morgenrothes manch' edlen Keim in sich barg, und welche die Führer bei dem Anblicke der maßlosen Begeisterung und der neubelebten Schwungkraft des Volkes bestimmte, Anordnungen und Maßregeln zu treffen, welche erst in spätem Jahren Früchte getragen hätten. Hierher zähle ich die Errichtung des Bataillons della speranza, in welches alle

gesunden Knaben eingereiht wurden. Adjustirung und Exercitium war zweckmäßig, Unterofficiere waren die Drillmaschinen, und die Knaben übertrafen in soldatischem Wesen und Waffenfertigkeit bald die gedienten Bataillone. War Heerschau auf dem Marsfelde oder auf dem Marcuspiaz, so passirten auch die Kinder die Revue, und General Pepe lächelte den kleinen Kriegern dann freundlich zu. So wäre vielleicht die anwachsende Generation kriegerischer geworden als die Väter und Großväter, denen noch die alte Republik die Zähne ausgebrochen. Das Dogat sah seine Kinder nicht gerne in Waffen und übertrug die Vertheidigung von Stadt und Reich dem Fremden — dem Dalmatiner. Mit solchen Traditionen vereint sich schwer das Vertrauen in die eigene Kraft, und selbst der republikanisch gesinnte Venetianer unserer Tage athmete leichter, als er hörte und sah, daß wieder — Fremden die Vertheidigung seiner Unabhängigkeit anheim gegeben ward. Man sprach von einem ungarischen, einem polnischen Bataillon; in diesen Körperschaften waren aber alle Nationalitäten des Erdballs vertreten, und eben nicht auf würdige Weise. Mannszucht war hier etwas Fremdes, und von den Obern scheint besonders nur Alboa imponirt zu haben, welcher übrigens, nach seinen Sitten und Gewohnheiten zu urtheilen, das altfranzösische Sprüchwort auf sich beziehen könnte: *Je suis militaire dans l'ame, je bois, fume et me bats.*

Die unfriegerischen Venetianer haben es aber desto besser verstanden sich zu unterhalten. Die Oligarchen legten diesem Unterhaltungstrieb — sehr kluger Weise — durchaus nichts in den Weg, und übernahmen noch die Sorge für Ergötzlichkeiten aller Art. Wurde hierbei über die Schnur gehauen, so hatten die *patres patriae* nichts gesehen. Um mich also auch einmal mit Venetianern zu unterhalten, ging ich in's Theater. Das Teatro Apollo ist mit einer opera buffa eröffnet, und ich sah mit deutscher Pünktlichkeit fünf Minuten vor Beginn in der *Platua*. Alles war recht erträglich mittelmäßig, nur keine Venetianer waren zu sehen, und so blieb es bis zum Ende, bis zur späten Mitternacht. Immer nur Offiziere und — — —

Ja, Venedig war immer eine lockere und üppige Stadt. Wer staunt jetzt nicht, wenn er in den Geschichtsbüchern liest, daß im Mittelalter ein lebhafter Handel mit Cirkassierinnen nach Venedig getrieben wurde? Nun, die cirkassischen Courtisanen haben sich längst nationalisirt und — wohnen?

Ein Preuße frug ein Mal den bekannten Stadtführer Nicolo Bulgari um Gasse oder Stadttheil dieser Wohnungen. Die bezeichnende Antwort war: „Zeigen Sie mir früher in Venedig Gasse oder Platz, wo keine zu finden.“

Batthyany.

Ungarn hat seinen Gygant gefunden, ruft die Constitutionelle Zeitung in Berlin. Das Blut des Grafen Ludwig Batthyany wird zeugen gegen die österreichischen Machthaber, wie das Blut Lator's gegen den Pöbel von Wien. Wie Graf Gygant, so starb Graf Batthyany und unter den Edeln Ungarns, welche die Schaffote und die Kerker Haynau's und Schwarzenberg's nicht erreichten, wird mancher schweigjame Dranier sich finden, entschlossen, mit dem Hause Vorbringen es abzurechnen, am Tage der Abrechnung. Was der Spruch des Kriegsgerichts, des heimlich waltenden, ihm zumeist als todeswürdiges Verbrechen anrechnet, seine Schritte als Premierminister Ungarns nach der Märzrevolution zur größeren Emancipation seines Vaterlandes von der Herrschaft der „ungarischen Hofkanzlei“ in Wien, Graf Batthyany unternahm sie unter den Auspicien, mit der Vollmacht, mit der ungetheilten Beistimmung eines Erzherzogs vom Kaiserhause, des jungen Palatin. Man hat angefangen, ein Stück des Schleiers zu lüften, welcher die damaligen Verhandlungen bis jetzt bedeckte: die Freunde des edlen und unglücklichen Grafen sind seinem Andenken schuldig, ihn völlig wegzureißen. Wenn man erfahren wird, wer zu jener Zeit mitschuldig war, „die pragmatische Sanction“ gelockert zu

haben; wie das, was geschah, nicht nur die Billigung jenes jungen Prinzen erhielt; wenn man klar sehen wird, was es nunmehr bedeutet, wenn man den Grafen Batthyany eines schimpflichen Todes auf offenem Marktplatz sterben läßt und in den Motiven zu dem Urtheile vorzugsweise hervorhebt, daß er den Kaiser Ferdinand, in dessen Hofburg zu Wien, zu jenen Concessionen bewogen... dann möchte leicht ein Stück Historie zu Tage kommen, das dem, welches offen vor unsern Augen spielte, früher in Oesterreich, zuletzt im „Reiche“, erst seine wahre Bedeutung geben dürfte. Die Hinrichtung des Grafen Batthyany würde hiernach nicht nur eine Sühne, eine Rache für die Vergangenheit, sie würde eine unheimliche Drohung für die Zukunft sein, ausgesprochen von einer entschlichen Partei gegen Höchstgestellte, eine blutige Warnung, den Versuch zu unterlassen, jemals an ihrer Herrschaft zu rütteln, sei es auch in tiefster Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Systemsänderung zur Wahrung des Reiches, oder der Zukunft der Dynastie.

Ueber die Gefangennahme des Grafen ist ein Irrthum der Journale zu berichtigen. Hiernach wäre Graf Batthyany, als er sich der Pesther Deputation angeschlossen, um vom Fürsten Windischgrätz Concessionen zu erhalten, von demselben zurückgehalten und verhaftet worden. Dem muß aber widersprochen werden, denn Graf Batthyany kehrte mit den andern Deputirten unangefochten nach Pesth zurück, und seiner Ueberzeugung nach sich für sicher haltend, ging er noch acht Tage, nach der Wiederbesetzung Pesths von den k. k. Truppen, frei und ungehindert umher. Die Flucht wäre ihm damals eben so leicht wie vielen seiner Anhänger gewesen. In dem Abendzirkel seines Schwagers Grafen Karolyi wurde er von einem Offizier verhaftet und zuerst in Ofen, dann in Laibach, Olmütz und zuletzt in Pesth bis zum erfolgten Nichtspruch gefänglich festgehalten. Seine Persönlichkeit war eine imponirende. Der Ausdruck seines Gesichtes war nachdenkend, ernst und düster, mit einem Anflug von Geist. Er hatte blaue Augen, eine Adlernase, eine sehr hohe Stirn, durch den Kahlkopf vergrößert, einen dichten blonden Bart. Der athletische Körper, mit Würde getragen, gab ihm das Ansehen eines vollendeten

Aristokraten, welchem sein Betragen und seine glänzende Lebensweise nicht widersprachen.

Die Wittve des hingerichteten Grafen Louis Batthyany hat sich noch vor der Execution — man erzählt, sie habe die Weisung erhalten, das Weichbild der Schwesterstädte bis 4 Uhr Nachmittags zu verlassen — mit ihrer Schwester, der Gräfin Georg Karolyi, nach dem schönen, nicht weit von der Hauptstadt gelegenen Schlosse Floth des Grafen Stephan Karolyi begeben. Letztere war die eigentliche Jugendflamme des Verstorbenen, und nur der Eigensinn ihres verstorbenen Vaters erzwang beide Convenienzheirathen. Beide Schwestern stammen aus einer der reichsten Linien des alten gräflichen Hauses Zichy und brachten ihren Gatten 7 Mill. Fl. C.-M. Mitgift mit, was den Kindern des Verbliebenen nach der Confiscation seines Vermögens sehr zu Statten kommen dürfte.

Ludwig Batthyany war einem der angesehensten Geschlechter in Ungarn entsprossen. Mit Glücksgütern reichlich gesegnet und den Stempel der vollendetsten Würde in seinem gesammten Wesen tragend, war er ein Aristokrat im besten Sinne des Wortes. Seine politische Gesinnung war vielleicht weniger radikal, als vielmehr anti-österreichisch. Auf mehren der zu Preßburg abgehaltenen Landtage machte er sich als Führer der Opposition im Magnatenhause bemerkbar. Von der Natur nicht eigentlich zum Redner befähigt, wußte er doch seinen Vorträgen durch das Gewicht seiner Stellung stets namhaftes Interesse zu verleihen. Als es sich im Herbst des Jahres 1847 darum handelte, die Wahl des Abgeordneten des Pesther Comitats zur Ständetafel zu bewirken, machte die vormärzliche Regierung Ungarns unerhörte Anstrengungen, um sie in ihrem Sinne zu lenken. Die Opposition hatte Kossuth als Kandidaten aufgestellt und ihren Bemühungen gelang es, ihn durchzusetzen. Man versichert, daß zum Gelingen dieser für Oesterreich so verhängnißvoll gewordenen Wahl nebst dem jetzt zu Widin befindlichen Grafen Kasimir auch Ludwig Batthyany wesentlich beigetragen habe. Als die Märzbewegung in Wien ausgebrochen war, theilte sich L. Batthyany bei jener unglücklichen Deputation, welche die bekannten Märzconcessio-

nen von Wien holte. In einem Moment gänzlicher Rathlosigkeit entschloß sich die Krone zur Gewährung derselben wider das Interesse des österreichischen Gesamtstaates. Unterrichtete behaupten, der Graf habe auf eine höhere, über ihm stehende Person eben so sehr Einfluß zu üben gewußt, als Kossuth wider ihn bei seinem ferneren Verhalten zu leiten verstand. Die Politik, welche das ungarische Ministerium im vorigen Jahre verfolgte, ist bekannt. Von der Wiener Regierung wurden mehrfache Versuche gemacht, die Ungarn zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Bereits im August v. J. ward eine Staatschrift nach Buda-Pesth gesendet, welche die Zurückgabe der ohne Berechtigung erteilten Märzconcessionen forderte, doch blieb dieser Schritt ohne Erfolg. Als der Kaiser die dem Erzherzog Stephan beinahe unbeschränkt, aber nur zeitlich übertragene Regierungsgewalt zurückgezogen hatte, traf in Wien eine massenhafte Deputation, an deren Spitze Graf Batthyany sich befand, ein. Sie wünschte, daß der Monarch mehre auf dem Buda-Pesther Reichstage ausgearbeitete Gesetzentwürfe sanctionire, worunter sich auch das verhängnißvolle Kredit- und Rekrutengesetz befand. Der Erfolg ihrer Schritte ist bekannt. Im letzten Augenblick des äußeren Friedens, welcher zwischen Oesterreich und Ungarn geherrscht hatte, im ersten Augenblick des Kampfes um Leben und Tod entsagte Graf Batthyany der Ministerwürde, trat als gemeiner Soldat in ein Husarenregiment und nahm an den Maßregeln des Landesvertheidigungsausschusses keinen Theil. Seit Fürst Windischgrätz vor Pesth rückte, ist Graf Batthyany fortwährend in der Gefangenschaft geblieben, zu der er sich freiwillig gestellt hatte.

Weil Batthyany die pragmatische Sanction verlegt, wurde er zum Tode verurtheilt zu einer Zeit, wo die Regierung selbst durch die Assimilierung Ungarns mit dem Gesamtstaate dieses Grundgesetz vernichtet! — Gewiß ist, daß diese Verhältnisse so schwieriger Natur sind, daß selbst eine Commission von Rechtsgelehrten und Staatslehrern nur schwer das Richtige finden könnte. Aber statt dessen urtheilen Militärs nach veralteten Normen, im Dunkel, ohne daß dem Angeklagten eine Vertheidigung, oder ein Recurs möglich gemacht wird! War Batthyany schuldig, warum

fürchtete man sich, wenigstens die Garantien herzustellen, daß wirklich Recht gesprochen werde? Warum den Haß, den durch nichts in der Welt zu sühnenden Vorwurf der Blutgier, der Rache-
lust auf sich laden? — Umsonst haben alle Blätter das Ungenügende, das Fehlerhafte eines solchen Gerichtes gezeigt, man scheint für die öffentliche Stimme gar kein Gehör mehr zu haben. Ist man wirklich so stark, daß man sie ganz verachten darf? Ich glaube man täuscht sich. Man erzählt sich in hohen Kreisen, Haynau habe auf den Vollzug gedrungen, er habe sich auf seine Vollmacht berufen und geäußert: er sei ohnedies schon als blutigierig verhaßt, er könne dadurch nichts mehr verlieren; man solle immerhin die ganze Schuld auf ihn wälzen. — Haynau ist ein Reagramm von Hyäne.

Ludwig Feuerbach.

(Schluß.)

In der Offenbarung sind demnach die wesentlichen Kategorieen, die das Leben der Menschheit begründen, enthalten und an den Tag gekommen, und es war die Aufgabe der Geschichte, dieselben in die Stellung zu bringen, in welcher ihre allgemeine Bedeutung die Schranken der ersten Erscheinung durchbricht. Diesen Gang der Geschichte von dem Opfertode Christi an, bis zur Gründung einer negativen der Welt entfremdeten Religiosität, bis zum Kampf der Kunst und des Protestantismus mit der negativen Richtung jener Religiosität, endlich bis zum Erwachen des reinen Gedankens und dessen Entwicklung bis zur Anschauung der Substanz — in Spinoza — hat Feuerbach in derselben Einleitung zu seiner Geschichte der neueren Philosophie und in diesem Werke selbst dargestellt.

In seinen beiden folgenden Werken über Leibniz und Bayle (1837, 1838) führt er diese Gedanken über den Gang der Geschichte, über die Collision der Gegenwart und die richtige Stellung der Bestimmungen, die das Leben der Menschheit constituiren, weiter aus.

Im Leibniz betrachtet er den Gegensatz der Philosophie und Theologie noch als den höchsten Gegensatz: „die Philosophie betrachtet ihrer ganzen Natur zufolge die Welt in einem innerlichen Verhältniß zu Gott, die Theologie in einem äußerlichen. In der Theologie bewegt sich die Sonne um die Erde, in der Philosophie die Erde um die Sonne.“ „Die Kategorie der Theologie ist die Relation, die der Philosophie die Substantialität.“ (Es kann aber hierbei noch bemerkt werden, daß Feuerbach im Bayle noch die Theologie unterscheidet, die „sich auf ein Monopol stützt, und die von dem wissenschaftlichen Geiste überwundene und aus ihrer Abgeschlossenheit in den Strom des allgemeinen Lebens hineingezogene Theologie.“)

Indem Feuerbach gegen die Kategorieen der Theologie kämpft, befestigt er die Religion — auch in der Sphäre der Substantialität giebt es ein Verhältniß, wenn auch die Erde, die sich in dieser Sphäre um die Sonne bewegt, sich endlich in das Feuer, dessen Kraft sie angezogen hat, stürzen und sich in ihm verzehren lassen muß. Diese Anerkennung der Abhängigkeit der Erde — eine Anerkennung, die so weit geht, daß sie endlich in der völligen Aufhebung sich ausdrückt, ist die Vollendung des religiösen Verhältnisses.

In seiner Schrift über Leibniz stellt Feuerbach auch schon die Forderung der religiösen Virtuosität auf, die er im „Bayle“ wiederholt, in seiner Schrift „Philosophie und Christenthum“ (1839) tiefer begründet, und die in ihrer Ausführung die Grundlage seiner Entwicklung des Wesens des Christenthums bildet. Diese Forderung besteht in der Umkehrung des religiösen Verhältnisses — wenn dieses nemlich in seiner Reinheit und Abgeschlossenheit von der Welt Alles sein will, so stellt dagegen Feuerbach die Forderung auf, daß jede bestimmte Thätigkeit religiös sein soll — diese Forderung ist demnach die wirkliche Ausführung der allgemeinen Geltung des religiösen Verhältnisses. Wenn ferner der Gegenstand des religiösen Bewußtseins für dieses das Prädicat der Allgemeinheit hat und ihm als das All und Eine gilt, so fordert Feuerbach die Umkehrung des Subjects und Prädicats: Alles Wahre, Schöne und Gute soll für das

Bewußtsein die religiöse Bedeutung des Heiligen, Anbetungswürdigen, — des Venerabile haben.

„Nur der Dichter, heißt es im Leibniz, ist religiöser Dichter, der in der Poesie, nur der Philosoph, ein religiöser Philosoph, der in der Philosophie die Religion sucht.“ Es ist wahr, Philosophie und Kunst erhalten in dieser reinen Identität mit sich selbst, in welcher sie für den Künstler und Philosophen religiöse Bedeutung haben, wie Feuerbach in seiner Schrift „Philosophie und Christenthum“ sagt: „Einheit und Frieden in und mit sich selbst“ — dieser Friede ist aber der Friede der Abgeschlossenheit — Kunst und Philosophie haben in dieser Stellung die Bedeutung des Absoluten, sie sind dem Künstler und Philosophen schlechthin überlegen und existieren höchstens in seinem Gemüthe, aber nicht in seinem Auge, nicht in seiner Hand, nicht in seinem Denken, nicht durch seine freie That. Sie sind das Wesen, auf welches kein Einfluß möglich ist und welches eine Hingebung fordert, die bis zu einer Thatlosigkeit fortgehen muß, bei der es endlich sehr die Frage wird, ob es überhaupt noch Kunst und Philosophie geben kann. Wenn die „wahrhaft religiöse Kunst die sich selbst anbetende Kunst ist,“ so ist sie sich Gegenstand der erbaulichen Betrachtung, die für Arbeit und Kampf keine Zeit übrig läßt. Diese innere Verührung mit der Religion führt im „Bayle“ noch zur Unterscheidung einer zwielfachen Erscheinungsform der Religion, wie eben daselbst noch von einer beschränkten und einer vom wissenschaftlichen Geiste in den Strom des Lebens hineingezogenen Theologie gesprochen wird. Die Kunst wird nur im Widerspruch mit dem Katholicismus gefaßt. Der Protestantismus hat den Menschen „von seiner praktischen, nicht „von seiner theoretischen Seite befreit.“

Was der ursprüngliche Protestantismus unvollendet gelassen hat, vollendet der Gedanke; „der Atheismus“, heißt es im Bayle, „war Nichts als die Uebergangsstufe von dem empirischen Gotte, von dem bezweifelbaren Gotte zum Idealismus, zum Gedanken des Geistes, zum Begriff des Göttlichen an und für sich.“ Ferner die Ethik: „die Ethik ist der Geist der Religion. Nur die Ethik erzeugt echt-religiöse Charaktere. Friedrich II.

war ein religiöser Fürst. Die Staatsreligion, die Religion des Regenten ist allein die heilige Idee der Gerechtigkeit.“ „Nur wenn die Ethik selbst Theologie ist, die Pflichten gegen die Menschen die Pflichten gegen Gott sind, nur in dem ist die Pflicht eine göttliche Nothwendigkeit, ... kurz, eine Wahrheit.“

Wenn nun die Ausbildung des Gedankens zur Reinigung und Reformation des Gedankens des Göttlichen führt, und die reine, unverfälschte, vollendete und zweifellose Religion zur Folge hat, — kurz, wenn der Philosoph, der ethische Charakter, der begeisterte Künstler die wahren Religiösen zu sein glauben, so muß dem Standpunkt der Virtuosität, auf dem sie sich befinden, die religiöse Reaction, die sich gegen sie auflehnt, etwas sehr Geringses und die neuere Theologie etwas so Widerwärtiges sein, daß sie fast geflissentlich die Verührung mit ihr meiden.

Die Reaction ist für Feuerbach nur die Wiederholung einer alten Geschichte: der Hegel'sche Streit, „der hallische Skandal“ ist ihm in seiner Schrift: „Philosophie und Christenthum“ „nur der aufgewärmte pietistische Kohl von Anno 1723.“ Den Gegensatz des Protestantismus und Katholicismus, sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Wesens des Christenthums, faßt man „offenbar aus Langerweile“ mit affektirter Leidenschaftlichkeit wieder an. Ausdrücklich setzt er es sich in seiner letzten großen Schrift zur Aufgabe, nur das „klassische Christenthum“ der Kritik zu unterwerfen, da nur das Wahre, Große, Klassische würdig sei, gedacht zu werden. Von den Glockentönen des modernen Glaubens sagt er, daß sie den „musikalischen Sinn beleidigen.“

Hat es aber Feuerbach in seinem „Bayle“ nicht selbst bemerkt, daß das Heiligenbild, je weniger ästhetisch es anspricht, dem frommen Katholiken um so mehr imponirt? Ist das die wahre heilige Musik, die in Gefahr steht, den reinen Eindruck des Kunstwerkes zu machen? Ist der ästhetische Sinn eine Instanz, wenn es darauf ankommt, den Grad und die Vollendung der Religiosität zu beurtheilen? Die klassischen Bildwerke des Alterthums waren die größten Feinde der Mißgestalten, an deren Anblick sich die reli-

gigste Begeisterung derjenigen, die sich in die Mysterien einweihen ließen, und die Andacht des Volks entzündete, welches den alten Göttern treu geblieben war.

Diejenige Theologie, die sich von den philosophischen Spekulationen, Antithesen und Combinationen der sogenannten klassischen Zeit befreit hat und sich überhaupt von jedem bestimmten Inhalt fern hält, die also die reine Protestation gegen die Bestimmtheit, Form, Gestalt, gegen Rhythmus, einschmeichelnde oder imponirende Architektur ist — sie ist auch klassisch — sie ist erst wahrhaft klassisch, da sie die von allen weltlichen Zusätzen befreite Theologie, die zur Religion zurückgekehrte und vollendete Theologie ist.

Diejenige Form der Religiosität, die zu ihren inneren Schwingungen der ästhetischen Reizmittel nicht mehr bedarf, ist die reine Religiosität, die erst nach den Arbeiten und Versuchen des achtzehnten Jahrhunderts möglich war.

Die Reaction der neueren Zeit, welche die reine Protestation gegen die Entwicklung ist und nicht mehr daran denkt, sich in der Art, wie z. B. zur Zeit Wolfens durch eine weitgeschweifige Kritik ihres Gegensatzes und eine ausführliche Vergleichung ihrer selbst mit dem entgegengesetzten System zu begründen, ist erst die wahre, reine Reaction, die als der reine, undetaillierte Wille, als massenhafter, ungegliederter Widerstand, d. h. fast wunderbar wirkt.

Diese große Bedeutung der neueren Zeit konnte Feuerbach nicht anerkennen, nicht nur, weil er mit seinem Gegensatz einen und denselben Boden einnimmt und jede weltliche Bestimmtheit darin vollendet sieht, daß er sie religiös verklärt und in eine religiöse Bestimmung unwandelt, sondern auch deshalb, weil er bei jeder Bestimmtheit dasselbe Verfahren anwendet, und durch die Einförmigkeit desselben daran verhindert wird, die Unterschiede der geschichtlichen Entwicklung und die der Gegenwart genau in's Auge zu fassen.

Die Summe seines Verfahrens besteht darin, daß er dem Menschen sein Wesen als das Allerhöchste — ja als das Unerreichbare — denn über die Grenzen desselben soll er nicht hinaus kommen können — gegenüberstellt. Feuerbach ist sich also in der Bewegung der letzten fünfzehn

Jahre gleich geblieben: — in seinem Wesen des Christenthums führt er nur in einer Reihe von vergleichenden Antithesen aus, was er in seiner ersten Schrift (vom Jahre 1830) in einer zusammengeballteren Form gegeben hatte.

Eine Kritik, die in jedem Momente immer nur das einfache Wesen im Auge hat und ihren Gegensatz an demselben mißt, ist auch in jedem Augenblick fertig, hat keine Entwicklung in sich, schreitet nicht im Sturmschritt vorwärts, sondern springt, um von einem bestimmten Gegenstande zum andern fortzugehen, erleuchtet nicht, sondern sprüht nur, indem sie den bestimmten Gegenstand der Kritik im Wesen augenblicklich sich verzehren läßt, sie blendet, indem sie eine Bestimmtheit wie die andere in die Glorie des Wesens hineinhebt, und verschließt sich den Blick in die Widersprüche der Geschichte.

„Wenn der Mensch nicht einmal über seine sinnliche Gestalt hinaus kann, fragt Feuerbach in der Schrift: „Philosophie und Christenthum“, wie will er über sein Wesen, seine Gattung hinaus?“

Wie aber, wenn Alles das, was Feuerbach deshalb, weil es mit dem Wesen des Menschen in Widerspruch steht, aufgehoben wissen will, gerade die richtige, consequente Entwicklung des Wesens wäre? Wenn die Kategorieen, die er kritisiert, gerade der adäquate Ausdruck der Gattung und das Werk der geschichtlichen Heroen wären, die eben nur diese Kategorieen erzeugten und gestalteten, weil sie rein im Sinne der Gattung und in der Abhängigkeit von derselben arbeiteten?

Feuerbach, weil er das Wesen der Kritik und die Gattung als die unsehbare oberste Macht dem Kampfe entrückt, kann sich nur so helfen, daß er die Gegensätze, an denen sich die Geschichte bisher zerarbeitet hat, z. B. den Gegensatz von Geist und Fleisch — in der Schrift über Bayle — „unnatürliche Gegensätze“ nennt.

Sie sind vielmehr sehr natürliche Gegensätze, da es im Wesen des Menschen begründet ist, seine Einheit nur dadurch zu gewinnen, daß er seine Allgemeinheit als das Wesentliche und Fremde seiner Individualität gegenüberstellt und

das Wesen, welches diese Zerspaltung herbeiführt, der Kritik unterwirft.

So lange die Religion je nach ihrer Uebereinstimmung und nach ihrem Widerspruche mit einem Wesen, welches man als das Höchste voraussetzt, beurtheilt wird, behält aller Dogmatismus seine Kraft, und wird der Reaction, die sich auf die Natur, die Bedürfnisse und das Gesez der bisherigen Entwicklung der Gattung stützt, diejenige Grundlage gegeben, die ihr in der That zukommt.

Die Sophienmoschee in Konstantinopel.

Der 24. December des Jahres 538 war ein herrlicher Tag in dem alten Byzanz. In prachtvollem Zuge fuhr Kaiser Justinian aus seinem Palaste über das Forum Augusteum nach dem eben vollendeten, der göttlichen Weisheit geweihten Tempel. Vom Patriarchen Euthyrius begleitet, betrat er die Kirche, und von der Größe des Augenblicks ergriffen, lief er hinvor bis zum Altar, wo er sich auf die Kniee niederwarf und mit ausgebreiteten Armen ausrief: „Gott sei gelobt, der mich für würdig erachtet, solch ein Werk zu vollenden. Ich habe dich besiegt, Salomon!“ Tausend und abermal Tausende von Opfertieren wurden am Plage vor der Kirche geschlachtet, dreißigtausend Megen Korn und drei Centner Goldes unter dem entzückten Volke vertheilt.

Ein schauderhaftes Bild tritt an die Stelle der eben geschilderten Scene, wenn wir im Strom der Zeiten zum 29. Mai des verhängnißvollen Jahres 1453 hinabsteigen. Nach siebenwöchentlicher Belagerung ist der osmanische Sultan Mohammed II. Meister der byzantinischen Hauptstadt geworden. Die Geistlichkeit, die Klosterfrauen und eine zahllose Menge Volks haben sich im Heiligthum der göttlichen Weisheit, als einer letzten Zufluchtsstätte, zusammengedrängt. Da erscheint an der Schwelle des Tempels, hoch zu Ross, der Eroberer, mitten durch den Schwall der

heulenden Menge sprengt er hinvor zum Hochaltar und ruft mit lauter Stimme: „Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet.“ Mit dieser Glaubensformel des Islams giebt er zugleich seinen siegestrunkenen Schaaren das Zeichen zur Schändung des heiligen Ortes, und, wie Hammer sich ausdrückt, eine blutige Metze der Rache und wilden Lust wird in dem entweihten Hause des Herrn abgehalten.

Das vierte Jahrhundert geht seitdem zur Neige, und am 13. Juli 1849 ist dieselbe Stätte der Schauplatz einer Feierlichkeit geworden, die, bescheidener als jene Justinian's und freundlicher als jene Mohammed's, in den Annalen des Tempels immerhin ihren Platz verdient, und für die heutige Gestaltung der Dinge im Osmanenstaate nicht unbezeichnend ist. Abdülmedschid, der vier- und zwanzigste Nachfolger des Eroberers von Konstantinopel, der einunddreißigste Sultan vom Osmanenstamme, ist als Restaurator der Aja Sofia aufgetreten. Das Schiefwerden von Säulen, das Nachlassen einiger Bogen und Risse, die sich in dem Mauerwerk zeigten, hatten nemlich schon vor mehreren Jahren das dringende Bedürfnis heraufgestellt, den gerade durch seine lustigen Gewölbe sich auszeichnenden Bau vor weiterem Verderben und Einsturz zu sichern. Die türkische Regierung entschloß sich endlich im Jahre 1847 dazu, und war aufgeklärt genug, die Arbeiten nicht einem unwissenden muselmanischen Kalfa (Baumeister), sondern, unbekümmert um Glaubensthum, einem sachkundigen europäischen Architekten aufzutragen. Ihre Wahl fiel auf den Erbauer des russischen Gesandtschaftshotels zu Pera, Herrn Fossati, einen gebornen Tessiner, der seine künstlerische und technische Ausbildung auf der Akademie in Mailand erhalten. Herr Fossati machte den Türken den Vorschlag, nicht nur der Bauqualität des Tempels abzuhelpen, sondern auch den Glanz der innern Ausstattung, so weit es die Umstände erlauben würden, wiederherzustellen. Diese Idee gefiel dem Sultan ungemein, und so wurde denn im Sommer des Jahres 1847 an's Werk geschritten. Es handelte sich vor allem darum, die Wände und Decken des Gebäudes, welche der moslimische Rigorismus über und über mit einer dicken Kalkschichte übertüncht hatte, dieser Kruste

zu entkleiden, und so die byzantinische Marmorverkleidung, sowie die Mosaik der Gewölbe an's Tageslicht zu bringen. Leider fanden sich beide an vielen Stellen in einem höchst schadhafte Zustande. Die fehlenden Marmorplatten wurden nun durch andere, den Marmor möglichst nachahmende Steine und Stuccaturarbeit ersetzt, die schadhafte Mosaik wurde, wo es ging, durch die herabgefallenen und am Fußboden zerstreut herumliegenden Steinchen (vergoldete Glaswürfel) ergänzt. Da jedoch diese bei weitem nicht ausreichten, indem z. B. die Gallerie des Frauenchors ganz ihres Mosaikschmucks beraubt war, so blieb nichts übrig, als dort durch die Malerei nachzuhelfen, und den Goldgrund, sowie die Einsagen und Arabesken des byzantinischen Ornamentenstils in Farben nachzuahmen. Die Malerei mußte aber noch zu einem andern, orthodox-muselmanischen Zwecke dienen. Es galt nemlich die durch Fossati aufgedeckten Mosaikgemälde, insoweit sie menschliche Figuren vorstellten, sowie die im Goldgrunde erscheinenden zahllosen Kreuze, als koranwidrige Zugabe, neuerdings zu verhüllen. Fossati ließ sie daher leicht übermalen, und auf diese Schichte dann entsprechende Rosen oder Arabesken auftragen. Durch diese Arbeit ist einer künftigen abermaligen Enthüllung dieser Gemälde nicht im mindesten in den Weg getreten; denn bei den Mosaikwürfeln der Sophienkirche ist bekanntermaßen die Farbe nicht bloßliegend, sondern mit einer dünnen Glaschicht, als Deckel, gegen jede äußere Verletzung geschützt, und es würde sich daher in der Folge nur darum handeln, die jetzt aufgetragene Farbe von dem sie festhaltenden Glase wegzuwaschen. Als man dies dem Sultan eines Tages bei Besichtigung der Arbeiten zeigte, soll er selbst geäußert haben, er hoffe es noch bei seinen Lebzeiten dahin zu bringen, daß jene Reste alter Kunst sich nicht mehr vor muselmanischem Vorurtheile zu verbergen brauchen. Indessen wurden sie durch Herrn Fossati getreu copirt, und werden wohl in dem Werke, das er über die von ihm restaurirte Kirche herausgeben dürfte, dem für Kunst und Kunstgeschichte sich interessirenden Publikum bekannt werden. Besonders schön sollen unter jenen Gemälden die Mutter Gottes in der Kuppel ober dem Hoch-

altar, die Apostel zwischen den Fenstern des auf der Nordseite gelegenen großen Bogens, und endlich ein Thorgemälde beim südlichen Eingang der innern Vorhalle sein, welches letztere in der Mitte den Heiland, rechts und links von ihm aber den heiligen Constantin und den die Kirche auf seinen Händen darbringenden Kaiser Justinian vorstellt. Die Köpfe der kolossalen Seraphim an den vier Ecken des großen Domgewölbes, deren Flügel auch unter den Türken stets sichtbar geblieben waren, wurden von Herrn Fossati mit Zinksternen verdeckt. In der eben genannten Vorhalle erstreckten sich die Restaurationsarbeiten auch auf die zum Theil erhaltenen ehernen Thore, welche einerseits in die Kirche, andererseits in die äußere Vorhalle führen. Ueber dem mittlern Eingangsthor der Kirche zeigte sich beim Scheuern ein in Erz gearbeitetes Basrelief, einen Tisch darstellend, auf dem ein ausgeschlagenes Buch mit dem Anfang des Evangeliums Johannis zu sehen ist, und über dem der heilige Geist in Taubengestalt schwebt. Wegen Abwesenheit einer menschlichen Figur scheint dieses Denkmal der christlichen Zeit selbst die Censur der muselmanischen Orthodoxen passiert zu haben, und ist unverstümmelt belassen worden. Eine ganz neue Zugabe war eine Tribüne, welche neben dem Altar für den Sultan aufgeführt wurde. Sie ist aus Marmor und mit vergoldeten Gittern versehen, hinter welchen der Padiſchah, nicht wie seine alt-arabischen Vorfahren im Chalifate in conspectu populi, sondern mit etikettenmäßigem Geheimniß seine Andacht verrichtet. Der Ausgang dahin führt vom Plage vor dem Serail aus durch eine Kammer, welche der venezianische Künstler Fornari (der überhaupt alle in's Gebiet der Malerei schlagenden Restaurationsarbeiten zu besorgen hatte) sogar mit Ansichten von Mekka und Medina auszuschnücken den Auftrag hatte. Ein Giaur, der die heiligen Städte für den Sultan malt, ist wohl ein schreiender Kontrast zu jenem orthodoxen Botschafter der Pforte, ich weiß nicht in welcher Hauptstadt von Europa, der dort vor einigen Jahren bei einem Kunsthändler eine lithographirte Zeichnung von Mekka sah und nichts eiligeres zu thun hatte, als die ganze Auflage aufzukaufen und sich in seinem Botschaftshotel das fromme

Bergnügen eines Autodafé zu verschaffen! Der Fußboden der Moschee, welcher unter den Byzantinern mit herrlichen, jetzt aber fast ganz verschwundenen Marmortafeln belegt war, ist vor derhand mit Strohmatte überdeckt worden, über welche später noch reiche Teppiche gebreitet werden sollen. Es sind zu diesem Behufe 30,000 Piek Teppiche in Smyrna bestellt worden, deren Kosten sich allein auf 600,000 Piaster belaufen werden, eine recht erwünschte Unterstützung für jenen vortrefflichen Zweig türkischer Industrie. Die Gesamtauslagen der somit vollendeten Restauration hörte ich auf 15,000 Beutel, d. i. 7½ Million Piaster oder beiläufig 750,000 Gulden schätzen. Wenn bei dem ersten Baue des Tempels durch Justinian, den Geschichtschreibern zufolge, alle Klassen des Volks durch Steuern schwer gedrückt wurden, namentlich die Staatsbeamten und Professoren, denen sogar die Besoldungen vorenthalten wurden, so läßt sich Abdülmedschid's Restaurationswerk kein ähnlicher Vorwurf machen. Die Kosten davon wurden ganz von dem Schatze der frommen Stiftungen (Ewkal) getragen, welcher hier ungefähr dem Kirchen- und Schulfonds in europäischen Administrationen entspricht. Jede Moschee hat nemlich ein aus kaiserlichen und Privatstiftungen bestehendes Vermögen, dessen Einkünfte zur Erhaltung und Ausbesserung derselben bestimmt sind. Alle diese Stiftungen stehen unter einer eigenen Behörde (Ewkal nasiri), welche das Gesamtvermögen derselben in Händen hat. Ist nun eine Moschee, wie diesmal die Aja Sofia, zu restauriren, so werden zuerst die ihr eigenthümlich zugehörenden Einkünfte darauf verwendet; reichen diese nicht hin, so nimmt der Ewkal nasiri die Einkünfte anderer Moscheen zu Hilfe, und die davon genommenen Summen werden in den Rechnungsbüchern der zu restaurirenden Moschee als Schulden eingetragen, welche sie in der Folge nach und nach an die jene Vorschüsse liefernden Moscheen abzubahlen hat. Um nun endlich auf die Eröffnungsfeierlichkeit vom 13. Juli zurückzukommen, so bestand sie einfach darin, daß das sogenannte Selamlık (d. i. der Gang des Sultans zum freitägigen Mittagsgebete) zum ersten Male wieder in der erneuerten Sophienkirche abgehalten wurde. Sämmtliche Minister,

Beamte und sonstige Würdenträger, das Corps der Ulema's und eine Menschenmenge, die man auf fünfzig- bis sechzigtausend Köpfe schätzt, waren im Innern der Moschee versammelt. Nach einem Zuge von etlichen Hofdienern und Stabs-offizieren, theils zu Fuß, theils zu Pferd, kam der Sultan aus dem Innern des Serails geritten, und gelangte, an einem Spalier von Soldaten vorüber, zu dem für ihn bestimmten besondern Eingang. Auf dem Platze, den er, gleich seinem Vorfahr Justinian, zu durchschreiten hatte, standen, von Soldaten und Eunuchen bewacht, ein halbes Duzend türkischer Wagen, in denen sich die Sultanin Mutter, die jungen Prinzen und einige Frauen aus dem Harem des Sultans als Zuschauerinnen befanden. Nach dem Gebete, an dem sich auch die am Platze aufgestellten Truppen auf das Commando ihres Offiziers durch zeitweises Amenrufen theilnahmen, ließ sich der Sultan in allen Theilen der Moschee herumführen, und schied mit Lobsprüchen und Geschenken für alle, die an dem Werke Antheil hatten.

Daß auch die griechische Bevölkerung des neuen Roms sich für die Restaurirung ihres einst so prachtvollen Tempels lebhaft interessirte, versteht sich von selbst; Tagelöhner und Handwerkerleute griechischen Glaubens drängten sich zu den Arbeiten, die eine ihnen theure Stätte betraf, ja man behauptet sogar, daß griechische Priester sich zuweilen dort einfanden und vor den enthüllten Heiligenbildern im Geiste ihren Gottesdienst feierten. Ja, es gab selbst gutmüthige Türken, welche beim Beschaun dieser Reste byzantinischer Herrlichkeit den Griechen zuriefen: Nun, das ist ein Anblick, der Euch doch auch freuen muß. Dagegen mochte es manchem orthodoxen Griechen wohl nicht so ganz recht sein, daß er von gewissen seinem Volke liebgewordenen Legenden für immer Abschied nehmen mußte. So die Sage von der wunderbaren Kapelle, die sich mit dem eben die Messe lesenden Priester in dem Augenblick verschloß, als Mohammed II. die Kirche entweihte, und die sich dereinst wieder sammt dem Priester auf eben so wunderbare Art eröffnen sollte. Der unerbitliche Architekt hat keinen Winkel undurchstöbert gelassen, und alle noch so fest vermauerten Thüren und Kapellen mußten

seinem Brecheisen weichen. Doch mag der fromme Christ immerhin an der Legende festhalten, und in gläubigem Vertrauen der Zeit entgegensehen, wo sie, in symbolischem Sinne, durch die Geschichte zur Wahrheit wird.

Cesare Balbo's Storia d'Italia.

Dies ist ein Buch von geringem Umfange: ein mäßiger Band umfaßt Italiens ganze Geschichte, von den Ursprüngen an bis zu der Restauration des Jahres 1814. Aber es ist ein schönes und gutes Buch, und das erste in Italien, welches diese Geschichte im Zusammenhange und unter einem und demselben Gesichtspunkt darstellt. Des Verfassers Name ist bekannt genug: Historiker und Philosoph, erhob sich Cesare Balbo stets über den antiquarischen Standpunkt, suchte stets nach dem Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart; ein christlicher Philosoph, verfolgte er in der Geschichte das Walten der Gotteshand, und verlieh durch das unablässige Streben nach solcher Erkenntniß und der daraus sich entwickelnden Lehre auch der mühsamen Forschung Leben und Farbe. Sein staatsmännisches Wirken in stürmischer Zeit, waren auch dessen Ergebnisse nicht klar und befriedigend wie die literarischen, hat durch Festhalten an seinen Ueberzeugungen die Achtung vor seinem persönlichen Charakter bewahrt und bekräftigt. Für den aufmerksamen Leser von Balbo's berühmtem gewordenem Buche *Delle Speranze d'Italia* ist es kaum denkbar, daß er im Frühling vorigen Jahres wirklich glauben konnte, der Augenblick der Losreißung des größten und schönsten Theiles Ober-Italiens von dem fremden Staatskörper sei gekommen: ihm konnte das Unreife der Zustände nicht entgehen. Aber es erklärt sich einem solchen leicht wie er, auch ohne diese Ueberzeugung, dem Drange seines Volkes, von welchem damals gewiß nicht der revolutionäre Theil allein dieser Richtung folgte, seine Mitwirkung nicht versagen konnte noch wollte. Das gegenwärtige Buch,

1845—46 geschrieben, ist der oben berührten Zeit vorausgegangen: wie aber „coming events cast their shadows before,“ finden sich in demselben die Keime dessen, was die neueste nationale Bewegung Italiens an Wahrem und Gutem hervorgebracht hat, und was der Nation nicht verloren gehen wird, ist es auch momentan vom Unkraut der bösen und zügel- wie maßlosen Leidenschaften überwuchert worden, die es in der Entwicklung hemmten und seine Natur zu fälschen suchten, und dadurch Schmach und Unglück über das Land brachten. Eine doppelte Signatur geht durch das Buch, dem Ganzen wie jedem einzelnen Theile seinen spezifischen Charakter gebend: des Verfassers patriotische und katholische Gesinnung leuchtet aus allem hervor, entschieden, aber nicht schroff, stark, aber milde. Seine früheren Schriften ließen dies erwarten. In ersterer Hinsicht spricht er klar aus: die Summe von Glück und Elend einer Nation liegt ihm in der Erhaltung oder im Verluste der Unabhängigkeit. „In der Geschichte wie in der Wirklichkeit,“ sagt er, von den Dittonen und ihrer Zeit redend, „gibt's keinen herbem Schmerz als die Fremdherrschaft mehr denn die einheimische loben zu müssen. Doch über alles die Wahrheit. Aus ihr allein entspringen die guten Lehren: hier die, daß im Endresultat eine fremde Regierung, mag sie auch noch so gut sein, für die Nation verderblicher wirkt, als eine noch so schlechte nationale — denn diese geht vorüber und gewährt bessern Geschicken Raum; jene, je weniger schlimm sie ist, macht die fremden Fesseln um so erträglicher und schmiedet sie so fester und fester. Von dem großen und guten Dito an blieb, mit Ausnahme eines so kurzen Zeitraums, daß er beinahe wie Rebellion aussieht, die Kaiserkrone 840 Jahre lang den Deutschen; die lombardische Krone gehört ihnen heute noch, und bis auf unsere Tage war die Nation mehr oder minder, doch immer abhängig. Die Städte, welche wir bald befreit, bald sich befreien sehen, waren niemals vollkommen frei, selbst nicht dem Namen nach, selbst nicht in den Ansprüchen die sie erhoben: immer erkannten sie die Oberherrlichkeit des fremden Kaisers, und viele Päpste anerkannten dieselbe und die meisten Fürsten, und die wenigen die sich des weigerten, litten

unter der Uebermacht, was auf's nämliche herauskommt. Hält man dies nicht fest, so versteht man unsere spätere Geschichte nicht, die verschieden ist von allen gleichzeitigen und glücklicheren. Die Feststellung des größern oder geringeren Grades der Unabhängigkeit einer Nation, ist die hauptsächlichste Erklärung oder Philosophie ihrer Geschichte, und da man jene vernachlässigt hat, besitzen wir keine einzige befriedigende Geschichte Italiens." Und so verweist er, mit ernster Hindeutung auf die Fehler, Mißgriffe und Sünden, bei den Zeiten, in denen zu einer nationalen Staateneinheit Italiens mit mehr oder minder Aussicht der Grund sich legen ließ, oder selbst wenig daran fehlte, daß sie vollständig erzielt worden wäre, bei der Gothenherrschaft zu deren Beurtheilung er nicht die gewohnten Vorurtheile mitbringt, beim Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, in unsern Tagen. Verdienst und Schuld, wo sie auf's Allgemeine wirkten, werden immer mit dem Maßstab der Independenz gemessen. Dieselbe Consequenz gewahren wir in der katholischen Gesinnung. Von vornherein wird Italiens bevorzugte Stellung hervorgehoben als „Centrum der Christenheit, eine Stellung wie alle dieser Welt mit Rechten und Vorzügen bedacht, mit Pflichten belastet, welche unvergängliche wurden.“ Streng katholisch ist das Urtheil über die lutherische Reformation. „Die Kirchenspaltung brachte der Christenheit weder die politische noch die philosophische Freiheit, die wir seit Jahrhunderten hatten; sie brachte nur jene Freiheit des Glaubens, welche in einer geoffenbarten Religion unzulässig ist. Diese Spaltung nahm auf mehr denn ein Jahrhundert die Christenheit in Anspruch, entzog ihr die Kraft zu bessern Werken, verhinderte ihre Fortschritte in Deutschland, in Frankreich, in England wo sie heute noch die Einheit vernichtet. Für Italien sodann ward sie der Grund eines damals neuen Uebelstandes, der vielleicht noch nicht gehoben ist. Aus der Reform, aus dem Bedürfniß, ja der Pflicht der Päpste sich ihr in Deutschland in den Weg zu stellen, entsprang ihre Annäherung an die Kaiser, die so im Widerspruch mit den Traditionen, daß sie ohne solchen Grund mit der Natur des Papstthums selbst im Widerspruch stehen würde.“ (?) „Es wäre naturgemäß und traditio-

nell gewesen, daß der Papst sich der Kaisergewalt widersetzt hätte, nachdem dieselbe unter Karl V. durch die Erwerbung beider Sicilien zu der Höhe gelangt war, auf der sie einst unter den Hohenstaufen gestanden, und noch höher zu steigen drohte, wie sie denn wirklich stieg. Weder Leo X. noch die feingebildete römische Curie konnten solche Erinnerungen unbeachtet lassen oder deren Wesen verkennen: sie schlossen sich auch anfangs Franz I. an. War es aber schon die Einwirkung der neuen geistlichen Politik der Päpste, war es Leo's persönlicher Ehrgeiz: bald verbündete sich dieser mit Karl V. Von diesem Tage an waren, mit wenigen Ausnahmen, die Päpste beinahe alle kaiserlich und österreichisch gesinnt; sie verließen die nationale Sache, welche Gregor VII. und Alexander III., und die beiden Innocenze als Herrscher und Kirchenfürsten so groß gemacht hatte. Es hat seitdem viele gute Päpste gegeben, bis jetzt aber keinen, welchem selbst die kirchlichen Schriftsteller Namen und Lob eines großen Politikers hätten ertheilen können.“ Dies ist die politische Auffassung des Pontificats, welche von Balbo selbst wie namentlich von Gioberti anderwärts entwickelt, von einer Partei, welche, scheinbar mit ihnen gehend, und sie eine zeitlang täuschend, ganz andere Zwecke verfolgte, auf die Spitze gestellt so viele Irrthümer veranlaßt, so großen Ruin nach sich gezogen hat.

Man muß nicht glauben als ließe sich Balbo durch die Gesinnung, deren Stempel dem ganzen Buche aufgedrückt ist, zu extremen Consequenzen hinreißen. Ueberall zeigen sich schöne Mäßigung, gerader Sinn, Sinn für Recht und strengste Achtung vor dem Moralgesez. Nichts wird beschönigt, nichts aus prinzipiellem Vorurtheil oder falscher Vaterlandsliebe in unwahres Licht gestellt. Kein Verschweigen der Unehren des Papstthums des 10—11ten, des 15—16ten Jahrhunderts, kein Kokettiren mit der Rebellion, mit den verschiedenen mißrathenen römischen Aufstandsversuchen, bei denen zu leicht etwas Häresie mitunterlief, welche von manchen Neueren mit so großer Indulgenz behandelt wird, kein Uberschätzen der Zustände der Comunensfreiheit, keine Vergötterung des Cinquecento. „Die heitern, pomphaften, oberflächlichen, leichtsinnigen und bisweilen selbst etwas

sorglosen Naturen pflegen im Leben mehr denn andere Glück, nach dem Tode Ruhm zu finden. So wahr, solches Geschick hatte Papst Leo X., gewiß kein großer Politiker und viel weniger noch ein großer Papst. Nach Alexander VI., der zu verderbt und schlecht um auch nur ein Protector der Künste und Wissenschaften zu sein, nach dem jähzornigen Julius II., welcher selbst als Protector seine Leidenschaft nicht meisterte, mußte großer Jubel unter dieser Schaar von Literaten und Künstlern sein, welche, wie Tänzerinnen zwischen Kriegeren, unter den rohen fremden Gästen, unter den finstern Politikern und Italiens trauernden Völkern sich umherbewegen. Wer sich ein richtiges Bild dieser seltsamen Zeiten machen will, darf dies fröhliche Häuflein nicht außer Acht lassen: ein solcher Contrast von Festen und Schmerzen bestand nicht, oder zum mindesten wahrte nicht, zu Pericle's, Augustus', Ludwig's XIV. Tagen. Hier war das Vaterland in den Händen der Fremden, und der Fürst dachte nur daran, seinen Verwandten in Florenz und Urbino eine Herrschaft zu gründen. Hier erstand der nach Arius größte der Häresiarthen, und der Papst wähnte, er sei ein unruhiger Mönch, geringer denn Savonarola, und werde wie dieser enden; und fuhr fort bauen und malen und schreiben und Komödien aufführen zu lassen, welche das sitteneinfache Deutschland scandalisirten. Kurz, moralisch, politisch und religiös war es, der Ausdruck ist nicht zu stark, ein wahres Civilisations-Bacchanal. Arnaldo da Brescia, Cola di Rienzo, Savonarola werden auf ihren wahren Gehalt beschränkt, das strengste Strafgericht ergeht über die Borgias, und über Benedigs egoistische Staatsklugheit, welche vielleicht zu hart beurtheilt wird, und wie Machiavel und Guicciardini von der moralisch-politischen Seite den schärfften Tadel erfahren, so Boccaccio außer in moralischer auch in literarischer Beziehung. „Anmuthig war er, nützlich nicht in seinen Erzählungen, sowohl weil er diesem Genre nicht die sittlichen und politischen Zwecke unterzulegen verstand, zu welchen später andere und namentlich der größte italienische Roman-dichter unserer Tage es benutzten und erhoben, als auch weil er es bloßem Vergnügen, oft gemeiner fast immer schlüpfriger Gattung dienen

ließ, endlich weil er, der größte Prosaist seiner Zeit, aber ein Spaßmacher, vielleicht zum Scherz Nachahmer des runden und geblühten Styls mancher Alten ward und so die italienische Prosa auf den Weg der lateinischen führte, die für unsere Sprache so unnatürlich als widerwärtig ist. Ein großer Nachtheil an welchem unsere Literatur noch krankt, der Nachtheil, daß jener Schriftsteller, welcher unsere Prosa bildete und deren erstes Muster ward, ein Spaßhafter Novellist war, wie es einer benachbarten Nation zu gleichem Vortheil gereichte, daß sie zwei ernste Denker und Mathematiker, Descartes und Pascal, zu Bildern ihres prosaischen Styls hatte.“

Die politische Idee, welche durch dies Buch geht, ist die der Föderation der italienischen Staaten. Wie an andern Orten, spricht sie sich bei der Erwähnung der Bestrebungen Lorenzo's de Medici aus. „Wenn Cosimo der Urheber und Ordner des Bündnisses zwischen Mailand, Florenz und Neapel war, jenes Bündnisses, welches einer wahren italienischen Conföderation gleichgalt, so gebührt Lorenzo'n die Anerkennung, dasselbe in vielleicht noch schwierigeren Zeiten, jedenfalls mit geringeren ja schlechten Menschen aufrecht gehalten, es vor dem Sturze bewahrt, wo die Aenderung nöthig war erneut zu haben. Und es ist eine Thatfache, daß, mögen auch Namen und Einzeldinge je nach Zeit und Umständen wechseln, diese Verbindung von drei großen nationalen Staaten im Norden, im Centrum und im Süden Italiens vielleicht die einzige in Italien mögliche Conseration, die einzige ist, welche jemals die Nationalität der Halbinsel wird retten oder wieder erringen können. Gewiß war sie damals die einzige, und mit Lorenzo's Tode zerfiel sie und ist noch nicht wiedererstand. Und dann begann das Zeitalter der italienischen Staaten unter fremder Obergewalt, einer Obergewalt, die in ihren verschiedenen Erscheinungen bekämpft, mit Geduld ertragen, nach dieser und jener Seite hin in's Gleichgewicht gebracht worden ist, aber jedenfalls gewährt hat und Gott weiß wie lange währen wird.“ Kaum ein Jahr, nachdem dies geschrieben worden, ward die Wiedererweckung eines solchen Bündnisses angestrebt, mit einem Centrum, welches weder Cosimo noch Lorenzo gesucht hatten, welches

aber, was man auch immer über politische Utopien spötteln möge, das schönste und natürlichste war, mit dem Centrum in Rom und im Papstthum. Aber das unglückliche Jahr 1848 vernichtete alles, und stellte selbst die Schaffung eines Bundes für bloß materielle Interessen unsicherer Zukunft anheim.

(Schluß folgt.)

Eine Kammer Sitzung in Berlin.

Im Saale herrscht tiefe Stille. Der Präsident tritt ein, worauf sich alle Deputirte von ihren Sitzen erheben. Er macht gegen die Versammlung das Zeichen des heiligen Kreuzes, richtet die Augen andächtig auf die Königsloge, und faltet die Hände zum Gebet. In demselben Moment zieht jeder Deputirte einen Hundeschweif aus der Tasche, paßt sich denselben an, und wedelt damit während der ganzen Andacht in gebückter Stellung. Nach vollbrachter Andacht setzen sie sich wieder nieder. Der Präsident klingelt, und ruft das Publikum auf den Gallerieen zur Ordnung, welches aus einem Knaben besteht, der sich zufällig von der Gasse herein verlaufen hat, und über das Schweifwedeln in lautes Entzücken gerathen ist.

Der Minister Manteuffel tritt ein. Abermaliges Aufstehen und allgemeines Schwanzwedeln. Der Minister verbeugt sich, und macht ebenfalls gegen die Versammlung das Zeichen des heiligen Kreuzes. Der Knabe auf der Gallerie klatscht wieder in die Hände, und ruft laut: Ach, wenn mir die Mutter nur auch so einen Pudel kaufen würde! Die Versammlung ist entrüstet. Der Präsident klingelt neuerdings.

Ein Deputirter: Ich stelle den Antrag, daß die Gallerie mittelst Militär geräumt wird, da sich das Publikum dem ersten Ordnungsrufe nicht gefügt hat. (Allgemeines Bravo. Der Präsident läßt den Befehl ergehen. Eine Kompagnie Grenadiere tritt ein, und schießt den Knaben auf die Bajonette.)

Derselbe Deputirte: Ich stelle jetzt den ferneren Antrag, diesen Grenadieren, die ihre

Pflicht so treulich erfüllt haben, ein Dankesvotum zuzustellen. (Allgemeines Bravo. Es wird eine Section ernannt zur Abfassung dieses Votums.)

Manteuffel (besteigt die Tribüne): Obgleich ich auf jede Opposition gefaßt bin — (Keine Opposition! Hier giebt es keine Opposition!) Ich weiß wohl, daß die ehrenwerthe Versammlung von dem herrlichsten Geiste beseelt ist, und ich, wie Se. Majestät, unser allergnädigster König (wieder allgemeines Schweifwedeln), sind auch darüber entzückt. Allein es ist doch Einer unter Ihnen, der weniger regierungsfreundlich gesinnt ist. (Namen nennen! den Namen nennen!)

Präsident (klingelt): Entschuldigen Guer Excellenz, daß die sonst sehr ehrenwerthe Versammlung in gerechter Entrüstung den schuldigen Respekt gegen Dero herrliche Person außer Augen lassen konnte. Ich erlaube mir darum die Sache wieder zu verbessern, und ersuche Guer Excellenz demüthigst: Excellenz wollen gnädigst den Namen jenes rüudigen Schwafes nennen, welches sich durch Zufall in unsere Hürde herein verlaufen hat.

Manteuffel: Ich glaube übrigens nicht, daß der sehr ehrenwerthe Abgeordnete des Potsdamer Thorbezirks von besonders böswilligen Absichten geleitet wird. (Sechs Deputirte fallen über den bezeichneten Abgeordneten her, reißen ihm die Kleider vom Leibe, binden ihm Hände und Füße, stecken ihm einen Stoppel in den Mund, und werfen ihn so halb ohnmächtig unter die Bank.)

Präsident: Es thut mir leid, daß Eure Excellenz einer solchen tumultuarischen Scene beiwohnen mußten, allein wir haben es uns zur Pflicht gemacht, der Opposition mit allem Aufwande der parlamentarischen Kraft entgegenzutreten. Nun aber Ruhe und Ordnung wieder zurückgekehrt sind, wollen Guer Excellenz geruhen, uns der Gnade zu würdigen, in Dero hoher Weisheit weiter zu sprechen.

Manteuffel: Meine Herren Landstände! Doch ich bitte um Entschuldigung, das wäre vormärzlich. (Bravo! Bravo! So ist es recht! Bravo!) Also meine Herren Deputirten! Sie sind zusammenberufen worden, um die Rechte des Königs zu wahren, (bravo!) denn das Volk bedarf ja keiner Vertreter, (bravo!) da der König ohnehin für das Wohl desselben unablässig besorgt

ist. Ihre Aufgabe wird demnach sein, durch weise Gesetze dafür Sorge zu tragen, daß Alles hintangehalten werde, wodurch der König Schaden leiden könnte. (Bravo! Nieder mit der Pressfreiheit!) Unterstützt hierin von einer tapferen Armee, (bravo! Hoch! Da Capo!) die den Riesenaufstand in Baden mit starker Hand bezwungen, der an Widerstandsfähigkeit und Zahl der Kämpfer weit die ungarische Insurrection übertraf, einer Armee, sage ich, die in Schleswig-Holstein mittelst einer wohlgezielten Kugel ein Kriegsschiff in die Luft gesprengt hat, kann es nicht fehlen, daß Sie das Vaterland auf einen hohen Standpunkt des Ruhmes und des Glanzes bringen werden.

Ein Deputirter: Ich erlaube mir Se. Excellenz, den Herrn Minister Manteuffel, zu unterbrechen, und stelle den Antrag, daß der ganzen Armee ein Dankesvotum zugestellt wird. (Bravo!)

Präsident: Es ist wohl bereits zwei Mal schon geschehen; allein, da wir immer dabei auf den Schuß vergessen haben, dessen Se. Excellenz soeben erwähnte, und durch den ein ganzes Kriegsschiff —

Ein Deputirter: Ich erlaube mir zu diesem Antrage das Amendement zu stellen: ein ganzes, großes, viele Centner schweres Kriegsschiff — (Bravo!)

Präsident: Also, durch welchen Schuß ein ganzes, großes, viele Centner schweres Kriegsschiff in die Luft geflogen ist, so wäre es nicht unzweckmäßig, ein drittes Dankesvotum abzufassen, und der Armee zustellen zu lassen. (Allgemeine Zustimmung.)

Manteuffel: Und nun, meine Herren, möge Sie in Ihren Berathungen Gott erleuchten, und mögen Sie das Vaterland dadurch vor Schaden bewahren. (Bravo! Nieder mit der Konstitution!)

Präsident: Ich habe Euer Excellenz zu erklären, daß die ehrenwerthe Versammlung darin übereingekommen ist, gar nicht diskutieren zu wollen, da sie eben hierin den Grund zu jener allgemeinen Anarchie sieht, die Europa gegenwärtig seinem politischen Untergange entgegenzuführen zu wollen scheint, daß jetzt überall Parlamente errichtet werden, in welchen sich Männer aus dem Volke in die Regierungsangelegenheiten mischen. Wir wollen kein Parlament bilden. Möge uns Se. Majestät,

unser allergnädigster König, nur als ein Filial des großen männlichen und weiblichen Treubundes betrachten, und was Sr. Majestät hochehrwürdige Räte in Ihrem Kabinete binden werden, das soll so angesehen werden, als ob es hier gebunden worden wäre, und was Sie in Ihrem Kabinete lösen werden, das soll so angesehen werden, als ob es hier gelöst worden wäre. (Bravo! Bravo!)

Manteuffel: Thränen der Rührung machen es mir unmöglich, Ihnen hierfür im Namen des Königs zu danken.

Präsident: Und ich erlaube mir, folgende Hochs auszubringen: Hoch Se. Majestät, unser allergnädigster König! Hoch Seine erlauchten Räte! Hoch die tapfere Armee, die durch eine wohlgezielte Kugel ein ganzes, großes, viele Centner schweres Kriegsschiff in die Luft gesprengt hat! (Hoch! Hoch! Nieder mit der Pressfreiheit! Nieder mit der Konstitution!)

Der Präsident macht gegen die Versammlung wieder das Zeichen des heil. Kreuzes, wieder allgemeines Schweiswedeln, und Gebet vor der Königslage. Hierauf wird die Sitzung aufgehoben.

(Bund.)

Staatslexikon, herausgegeben von Dr. Wildner, Edler v. Maithstein.

Absolutismus, siehe Konstitution.

Aufhebung des Belagerungszustandes, ist eine Ausnahmsmaßregel, die zeit- und distriktweise in Anwendung kommt, um die Nothwendigkeit des Belagerungszustandes darzutun.

Adel, eine Nothwendigkeit, damit Ehren, Würden und Staatsämter vergeben werden können.

Bürgerwehr, eine faule Einrichtung, die den guten Bürger nutzlos seinem Geschäfte entzieht, und ihn selbst in Lebensgefahr bringt. Uebrigens Verbrechen am Militär.

Bureaucratie, der Kern des Staatslebens. Ohne dem keine Volkswohlfahrt. (Siehe Parlament, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit.)

Camarilla, Inbegriff alles Großen und Erhabenen.

Conservativ, siehe Zurück.

Constitution, als Scheinconstitution das Glück eines Landes, als wahre Constitution das Unglück eines solchen.

Demokraten, eine niedrige Volksklasse, die nur vom Stehlen, Plündern und Morden lebt.

Denunziren, beweisen, daß die Deffentlichkeit alle Kreise des Staatslebens durchdrungen hat. (Siehe Galgenzeitung, Subalternenbeamter und literarischer Bagabund.)

Deutschland, ein alter Name der vernichtet werden muß, wenn dauernde Ruhe gegründet werden soll. (Siehe Slava.)

Einheit, deutsche, vergl. Umsturz.

Fanatismus, der Ruhe, christliches Bedürfnis.

Geschworene, sollten bloß Advokaten sein, werden aber leider gewöhnliche Bürger dazu gewählt.

Grundrechte, Verderben des gründlichen Rechtes.

Hängen, siehe gesellschaftliche Ordnung.

Jagdfreiheit, bloß auf Demokraten gestattet.

Kammern, immer geschlossen, sind sie europäisches Bedürfnis.

Liebe, Futter für die Kriminalgefängnisse und Festungen.

Mandat, Teufelsfindung der neuen Zeit, eine Anmaßung von 50,000 Unterthanen.

Minister, vorübergehende Erscheinungen, die nur geduldet werden können, wenn sie unverantwortlich sind.

Der Freiheit, meiner Einzigen.

Hör', mein Volk, ich will dir singen
Meinen schönsten, schönsten Sang,
Auf des Liedes heil'gen Schwingen
Will ich Preis der Einz'gen bringen,
Preis aus tiefstem Herzensdrang.
Nicht so laut, ihr grünen Bluten!
Nicht so laut, du Abendweh'n!
Leis' und hold, wie Liebesseh'n
Haucht um meine Stirn voll Gluten,
Lieder säuselnd, hold und schön.

Was das tiefste Herz durchzittert —
Was das wunde Herz durchbebt —
Was die Seele tief erschüttert
Jede Erdenlust verbittert —
Was mich Tag und Nacht umschwebt:
Ein Gedanke, feuerglutig,

Ein Gedanke, süß und mild —
Ein Gedanke, kühn und wild,
Der ein Strom, recht heiß und blutig
Durch das tiefste Leben schwillt.

Lieder, von den größten Geistern
Aller Völker klangen ihr,
Hymnen von den besten Meistern,
Die sie wußte zu begeistern,
Tönten ihr, der Schönsten Zier.
Wer sie kennt, der muß sie lieben,
Wer sie liebt — der ist bereit
Alle Erdenfeligkeit,
Alles von sich wegzuschieben,
Alles, was die Erde beut.

Wer sie liebt aus Herzensgluten,
Wer sie liebt — die schönste Braut,
Walt für sie durch Flammenfluten,
Ist bereit für sie zu bluten,
Qual zu leiden, ohne Laut.
Millionen blut'ger Stätten,
Hügel, voller bleich' Gebein,
Schließen ihre Treuen ein;
Kerker zeugen sie und Ketten —
Blutgerüst und Leichenstein.

Nicht bei Hermelin und Kronen
Bei den Großen dieser Welt,
Seht ihr meine Einz'ge thronen,
Ost in Hütten muß sie wohnen,
Ost gar ohne Dach und Zelt.
Fürsten und des Mammons Sklaven
Hassen und verfolgen sie;
Haß und Wuth ermüden nie,
Ihrer Jünger, jener Braven,
Warten Qualen, spät und früh.

Nirgends, da ihr Haupt sie lege,
Nichts in meinem Vaterland,
Nichts, damit ihr Herz sie pflüge,
Nichts, als der Verfolger Schläge
Sind der Theuren zugewandt. —
Und so wankt sie — wankt vertrieben,
Bleich, mit blutigem Gewand
Weinend hin von Land zu Land,
Während ihre treuesten Lieben
Bluten unter Henkershand.

Laßt mich weinen! Laßt mich weinen! —
Thränen für den Preisgesang! —
Thränen meiner süßen Einen,
Meiner blutenden und reinen,
Aus des wunden Herzens Drang.
Leiser, leiser, grüne Bluten!
Leiser, leiser, Abendweh'n!
Still, ihr Vöglein in den Höh'n!
Laßt mich singen und verbluten,
Wie die Einzige vergeh'n.

Rolandseeck.

R. S.

J e n i l l e t o n .

Berlin. In Abgeordneten-Kreisen cirkulirt folgendes Distichon, welches dem Grafen von Dyhrn zugeschrieben wird. Es bezieht sich, wie man unschwer erkennt, auf die Kammerverhandlungen über die Verfassungsrevision:

Glaubt Ihr, Saturn, den Gott, ihn habe Christ
überwunden?

Alter Irrthum fahr' hin! Hier erstand er uns
neu!

Aber vermehrter! Sonst fraß er die eigenen
Kinder

Nur mit einfachem Schlund; achtfach mahlt
jetzt sein Zahn.

Chronos hieß er in Hellas! Verfassungsmäß'ger
Minister,

Mann der rettenden That, heißt er heut' zu
Berlin.

** Ein literarisches Curiosum ist: The Thumb Bible (die Daumen-Bibel) ist in London erschienen und so klein, daß sie nicht die Fläche einer Hand bedeckt. Einband und Druck gleichen einem alten Folio-Bande. Den Inhalt bildet der Wiederabdruck eines Auszuges aus der Bibel in Knittel-Versen, welcher im Jahre 1693 in einer dritten Auflage erschien.

** Zu den hiesigen öffentlichen Sehenswürdigkeiten gehört augenblicklich eine Riesenschildkröte, die das wirklich enorme Maß von 5 Fuß Länge und 6 Fuß Breite hat und 400 Pfd. schwer wiegt. Sie ist im Meerbusen von Mexiko gefangen, durch das Barkschiff *Vallas*, Capitän Lange, von Laguna in Mexiko nach Stettin gebracht und dort von dem jetzigen Besitzer erstanden. Außerdem zeigt man hier eine merkwürdige Mißgeburt, ein munteres Kalb mit zwei völlig ausgebildeten Köpfen auf einem Halse und einem Schlund. Es frist meistens mit beiden Mäulern zugleich. — Zwei Köpfe und doch nur ein Kalb! — eine lebendige Karrikatur auf die beiden Kammern.

** Der Cotillon, eine Vermählung des Balzers mit der Quadrille, wurde mit den beiden französischen Kriegen von 1805 und 1809 in Deutschland eingeführt. Die Galoppade wurde 1818 zum ersten Male auf einem Balle der Herzogin von Devonshire getanzt.

** Der Thierarzt Urban hält in einem Tanzsaale Vorträge über eine auf das Naturrecht gegründete Religion.

Bonn. Fr. Kinkel, Gemahlin des verurtheilten Professors der hiesigen Universität, ist die unter dem Namen Johanna Mathieur bekannte Lieder-Componistin. Dieselbe hat jetzt bei Schott in Mainz eine Anweisung zum Gesang für Kinder veröffentlicht.

Catania. Der Handel mit Schnee auf dem Aetna setzt Hunderte von Menschen in Thätigkeit. Man versendet diesen Artikel nicht nur durch die ganze Insel, sondern auch nach Malta und dem ganzen Festlande Italiens. Neapel bezieht jährlich viele hundert Centner. Oben auf dem Aetna formt man den Schnee in Bälle von etwa 300 Pfund; tiefer unten werden diese Bälle mit Stroh umwickelt und in Packtuch eingnäht. So kommen sie zum Transport. Jedes Pfund Schnee kostet, je nachdem die Jahreszeit ist, 6 bis 18 Pfennige, und der ganze Handel giebt dem Bischof von Catania, der das Monopol hat, eine Rente von 500 bis 600 Thalern.

Düsseldorf. Der Elefant sollte Wapenthier des deutschen Volkes sein: schwersällig in Wendung, schnell gradaus gehend, trinklustig, gerne tragend, seine Wärter liebend, Kinder schonend, im Krieg den Feind zermalmend, — als zahmer hilft er die wilden, freien fangen.

** Ueber eine Vorstellung des Don Carlos wird berichtet: Fr. Bahrdt, Eboli, hätte lieber die Obsthändlerin im „armen Poeten“ spielen sollen, dazu ist sie eher befähigt. Der Darsteller des Vosa, Herr Hausmann, that dem Könige mehrfach die Ehre an, ihm auf die Schulter zu klopfen. Nach der Frage der Königin: „Ist keine Rettung mehr?“ fragte sich der gute Mann hinterm Ohr und sagte verzweiflungsvoll: „Keine!“ Wie gefallen Ihnen diese Nuancen? Trefflich für eine Posse von Restroy. Herr Deny war ein würdiger Alba zu diesem Vosa und Herr Deny ist Regisseur! Eine so schlechte Vorstellung hat man in Düsseldorf noch nie erlebt!

Köln. Gegen einen Artillerielieutenant Bl. ist, weil er in munterer Gesellschaft „Was ist des Deutschen Vaterland?“ gesungen, eine ehrengerichtliche Untersuchung eingeleitet worden.

London. In dieser Hauptstadt der Welt, hält ein altes Weib eine Schule, wo sie kleine Kinder in der unerschöpflichen Kunst, zu betteln, unterrichtet. In London leben 15,000 Bettler,

von denen sich mancher täglich an zehn Thaler zusammenbettelt; sie haben ihre Bettlerklubs, in denen sie Abends zu Spiel- oder Tanzpartieen sich vereinigen. Auch giebt es ein Vermietungslokal oder Magazin, welches Krüppel, namentlich Kinder gegen eine tägliche Miethe ausleiht; diese werden Morgens von da abgeholt und Abends dahin zurückgeliefert; die größten Krüppel und Jammergestalten sind am theuersten.

Mansfield. Der „Nottingham Mercury“ berichtet, daß ein Junggeselle in Mansfield kürzlich auf den Einfall gekommen, durch den öffentlichen Ausruf bekannt machen zu lassen, daß er eine Lebensgefährtin von ungefähr dreißig Jahren, guten Sitten und aufgewecktem Geiste suche. Er wurde schon im Laufe des folgenden Tages mit Anträgen dergestalt überhäuft, daß er, unfähig eine Wahl zu treffen, die Stadt verlassen mußte, um der Bestürmung zu entgehen.

Nürnberg. Mittwoch, den 17. Oktober (zum ersten Male): „Die Raketen des Teufels“, oder: „Der Schneider als Zeitungsredakteur.“ Lustspiel in drei Akten von Joseph Freiherrn v. Nuffenberg.

Wien. Der Punct veröffentlicht nachträglich folgendes Programm zur Goethefeier in Wien: Da die größeren Hotelbesitzer Wiens durchgehends gutgesinnt sind, und darum ihre Lokale nicht hergeben wollten zur Feier eines Mannes, der bekanntlich von der ganzen geistlichen Welt nur der „große Heide“ genannt wird, zumalen es aus seinem Höllenwerke „Faust“ ersichtlich ist, daß er mit dem Teufel näheren Umgang gepflogen, so hat man sich genöthigt gesehen, zu einem kleineren Lokale seine Zuflucht zu nehmen, woran übrigens nichts gelegen ist. Da bei dieser Feier eigentlich nur die Deutschen in Wien theilhaftig sind, so könnte das Lokal noch kleiner sein. Um übrigens Niemanden zu beleidigen, wird dieses Lokal nur sehr schwach beleuchtet sein. In der Mitte desselben wird die Büste Goethe's aufgestellt, mit einem Lorbeerkranze geschmückt, wozu um Bewilligung nachgesucht wurde. Um jedoch den Koryphäen unserer Tage dadurch nicht zu nahe zu treten, hätten wir gerne auch die Büsten derselben dazu gestellt, allein mit schlechten Büsten von diesen Koryphäen wollten wir das geehrte Publikum nicht behelligen, und Selbigenes von denselben war nirgends zu finden.

Im Hintergrunde des Saales wird die Stadt Frankfurt, als der Geburtsort Goethe's, im Wilde aufgerollt zu sehen sein, und aus dem Hause, in welchem Goethe geboren wurde, wird der Prinz von Preußen, der sich gegenwärtig gerade in Frankfurt aufhält, als Mephistopheles heraussehen. — Die Feier wird eröffnet mit einem Prologe, gedichtet und gesprochen von Baron Klesheim, weshalb die Theilnehmer an dem Feste ersucht werden, erst nach dem Prologe zu kommen. Diesem folgt: 1) Schweizerlied von Goethe, in Musik gesetzt und unter dem Titel: „Stock an“, dem Könige von Preußen gewidmet von dem Schweizergeneral Dufour. — 2) Mehrere Kapitel aus Goethe's Farbenlehre, vorgelesen von einem Journalisten, der den Farbenwechsel gründlich studirt hat. 3) Scene aus den „Mitschuldigen“, dargestellt von den Königen von Sachsen und Hannover. 4) „Leise flehen meine Lieder“, gesungen vom deutschen Michel. 5) Goethe's Theaterreden, gehalten von mehreren Staatsmännern. 6) Fastnachtsspiel, dargestellt von mehreren Frankfurter Reichstagsdeputirten. 7) Die Aufgeregten. Politisches Drama von Goethe, dargestellt von mehreren Honveds. 8) Der Triumph der Empfindsamkeit, vorgetragen von der Gräfin Lola Landsfeld. 9) Die Pandorabüchse. Auf Verlangen kann statt diesem Stücke auch die Dreikönigerverfassung vorgelesen werden. 10) Reineke Fuchs. Vorgetragen von Lord Palmerston. 11) Werther's Leiden, in einer neuen Auflage vorgelesen von dem deutschen Reichsverweser. 12) Die Geschwister, Lustspiel. Unter dem Titel: „Schleswig-Holstein“ zu einem Trauerspiele umgearbeitet von General Wittwig. 13) Epilog, in welchem Goethe's Geist heraufbeschworen wird, weshalb Jedermann ersucht wird, während desselben nicht etwa zufällig über das Hofburgtheaterrepertoire zu sprechen.

* * * In den „Karlschülern“ kommt eine Phrase vor: „Es lebe die Republik!“ Als das Stück kürzlich in einem Wiener Theater gegeben ward, wurde der Schauspieler, der diese Worte gesprochen, alsbald vor die Commandantur geladen, und als er sich mit dem Textbuche auswies, erhielt er deshalb einen Verweis, daß er die Worte zu deutlich hervorgehoben habe! — Er hätte in sich hineinflüstern sollen! — Die Dummheit ist wieder oben auf.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.